

(Nachdruck verboten.)

19]

Verloren.

Eine Leidensgeschichte aus dem Volke.

Von Robert Schweichel.

Marie hielt sich die nächsten Tage still in der Wohnung der Alten. Sie wollte um alles in der Welt nicht, daß Gottlieb für ihren Unterhalt arbeitete. Aber sie gewann es nicht über sich, den Leuten im Dorfe schon so bald sich zu zeigen.

Indessen wurde es durch die Witwe bekannt, daß Marie wieder in Rothenburg sei und eines Abends kam Petermann zu ihr in die Wohnung der Alten.

„Sei nur ruhig,“ sagte er, als er Mariens Verlegenheit und Scham wahrte. „Es wandelt keiner in diesem Leben auf Rosen, und es hat keiner Ursache, sich darüber zu freuen, wenn seinen Nächsten die Dornen an einer anderen Stelle als ihn stechen. Gestochen wird aber jeder. Und das ist der Wirt's Vorteil,“ setzte er scherzend hinzu. „Gab's keine Sorgen, so brauchte der Mensch auch keine Sorgenbrecher, und die findet er im Wirtshaus. Ja, ja, hat mancher schon im blauen Engel vergessen, wo es ihn stach und was ihn drückte.“

Petermann machte der Marie den Vorschlag, wieder in ihren früheren Dienst zu treten.

„Ich hab's mit meiner Alten überlegt,“ sagte er. „Seit die Regine fort ist, gibt es nichts wie Nergernis mit den Dienstboten. Du weißt, wie das Ding bei uns gehen muß, wir sind aneinander gewöhnt, und Du kennst unsere Gäste. Du brauchst nicht gleich zu kommen. Wart' noch ein paar Tage, ich will's inzwischen unter die Leute bringen, daß sie nicht die Mäuler aufsperrn, wie ihre Scheunentore zur Erntezeit, wann sie Dich wieder im blauen Engel sehen.“

Er ging nicht eher fort, als bis er seinen Zwack erreicht, und Marie hatte es gut im blauen Engel, nun Regine verheiratet war. Mit Ausnahme der Mutter vermischte dieselbe niemand zu Hause. Der unbehilflichen Frau aber schien das Haus wie ausgestorben, seitdem sie nicht mehr die leisende Stimme ihrer Tochter darin hörte. Ihr Trost war der Schulmeister, welcher nach wie vor einen Teil seiner Freistunden neben ihrem Lehnstuhl zubrachte, wofür ihm manches Gute zugewendet wurde. Er mußte erzählen, was alles im Dorfe vorging und das Kreisblatt vorlesen. Gegen Marie hegte er einen geheimen Aerger. Er hatte auf den Nachlaß des alten Lampe ein besseres Recht als Mehring zu haben geglaubt und er beschuldigte Marie bei sich, den Alten auf seinem Sterbelager zugunsten Mehrings beschworen zu haben. Deshalb suchte er durch Frau Petermann durchzusetzen, daß Marie nicht wieder in den Dienst des blauen Engel träte. Aber Frau Petermann besaß keinen Einfluß auf ihren Mann und das böse Beispiel, worauf der Schulmeister gegen diesen vorsichtig deutete, erregte sein Lachen. Der Schulmeister war überhaupt immer sehr vorsichtig, mehr als vorsichtig gegen die reichen Bauern von Rothenburg. Er glaubte nicht fest genug in ihrer Gunst sitzen zu können und er verstand es vortrefflich, ihnen zum Munde zu reden, indem er sich den Anschein gab, als habe er eine eigene Meinung, und würde nur durch die vortrefflichen Gründe des anderen eines Besseren belehrt. Er selbst entwickelte die Gründe des anderen und pries das Schlagende derselben und ihre Unwiderlegbarkeit, so daß sich dieser wunder wie klug dünken durfte.

„Allerdings ist es vielleicht kein gutes Beispiel, wenn Sie die Marie wieder in das Haus nehmen,“ sagte er zu Petermann, „allein im Geschäft hat man freilich andere Rücksichten zu beobachten. Versteht sich, versteht sich, da kann Ihnen niemand einen Vorwurf machen. Und wenn ich bedenke, daß die Marie ordentlich und willig ist, daß die Gäste dieselbe immer gern gehabt haben, daß sie Ihr Hauswesen durchaus kennt, so haben Sie vollkommen recht. Ja, ja, so ein Geschäftsmann wie Sie, Herr Petermann, der sieht die Dinge immer gleich von der richtigen Seite an.“

Natürlich sahen nach seiner Meinung die Leute die Dinge auch von der richtigen Seite an, welche Marie verdammt, weil sie zu Gottlieb in die Stadt gegangen war.

Marie wurde es bald gewahr, wie man von ihr in Rothenburg dachte. Es hätte einer stärkeren Seele bedurft, als sie besaß, um bei der zur Schau getragenen Verachtung gegen sie und den geflüsterten Kränkungen, die sie bei jeder Gelegenheit von ihrem eigenen Geschlechte erfuhr, nicht den Mut sinken zu lassen. Sie war eine Ausgestoßene in ihrer Heimat. Selbst die kleinen Mädchen und Buben riefen ihr häßliche Namen nach, wann sie ihrer außer dem Hause anständig wurden. Sie selbst hatte sich keiner Täuschung darüber hingegeben, daß ihr mit der Trennung von Gottlieb das schwerere Los gefallen sei. Sie hatte ihr Verhältnis zu ihm immer als ein Unrecht empfunden und manche heimliche Träne deshalb auf das Haupt ihres Töchterchens geweint. Sie empfand es als eine Buße, das Urteil der Welt, dem sie durch eine Vergrößerung ihrer Verirrung hatte entfliehen wollen, demütig über sich ergehen zu lassen. Sie hatte vor dieser Buße gezagt und gezittert; aber so schwer, so furchtbar hatte sie sich dieselbe nicht vorgestellt. Und sie hatte niemand, dem sie ihr Leid hätte klagen können!

Gottlieb fand sich freilich an jedem Montag Nachmittag in der Stube der Wilder ein, und traf hier mit Marie zusammen, aber es wurde in seinem Wesen eine Verwandlung immer sichtbarer, welche Marie über das eigene Leid die Lippen schloß. Er vermochte die Gedanken nicht abzuschütteln, welche über ihn kamen, wann er nach vollbrachtem Tagewerk in seine jetzt einsame Stube trat. Alles, alles erinnerte ihn dort an seinen Verlust. Da saß er denn allein mit aufgestützten Ellenbogen an dem Tisch, an dem ihm sonst Marie mit dem Kinde gegenüber gesessen hatte, und grübelte bis in die Nacht hinein. Und in seinem Gemüt wurde es immer dunkler, und Marie bemerkte, daß die Schatten zwischen seinen Brauen von Woche zu Woche finsterner wurden. Ein unheimliches Feuer begann sich in seinen Augen zu entzünden. Der Geist ward mächtiger und mächtiger über ihn, von dem der alte Lampe auf seinem Sterbebette zu Marie geredet hatte. Aber diese besaß keine Mittel, den Geier zu verscheuchen, der an seiner Leber fraß. Einmal, als ihn Marie hat, sich doch in das Unvermeidliche fügen, da er es nicht ändern konnte, fuhr er wild auf.

„Andern kann ich's freilich nicht,“ rief er mit gerunzelter Stirn, „und wenn sie mir jetzt den Heiratskonsens schenkten, ich könnte nicht mehr glücklich werden, wie ich's war. Aber ich bin kein Schaf, daß ich mir nur so abschlachten ließe! Die ganze Welt möcht' ich zusammenschmeißen.“

Auf dem Heimwege begegnete er dem Amtsrichter. Er ging mit einem finsternen Blick an demselben vorüber, ohne ihn zu grüßen, wie er sonst wohl getan.

Aber die böshaften Nadestiche, das kränkende Benehmen, die tugendstolze Geringschätzung der Rothenburgerinnen waren nicht das schlimmste, was Marie schweigend zu erdulden hatte. Viel ärger waren die unzweideutigen Späße, welche sich die männlichen Gäste, besonders die städtische Jugend, gegen die Arme erlaubten, die Zudringlichkeiten und voraussetzungs-vollen Zumutungen, von denen sie verfolgt wurde. Die Gäste hatten sich auch wohl früher einen Scherz gegen sie herausgenommen; allein eine solche rücksichtslose Sprache hatte ihr Ohr sonst nicht beleidigt. Was war denn geschehen, eine solche Sprache, ein solches Benehmen zu rechtfertigen? Marie begriff es nicht, wagte nicht, es zu fassen, und als es ihr klar wurde, ergriff sie schwindelndes Entsetzen vor dem häßlichen Zerrbild ihres Selbst, das ihr aus der Meinung der Menschen über sie entgegenstarrte. Ihr graute vor diesem Bilde mit der zunehmenden Furcht, daß es lebendig werden möchte. Die Sprache der Verführung, die sich ihr gegenüber nicht zu verschleiern für nötig erachtete, verwirrte und betäubte sie wie ein gähnender Abgrund denjenigen, der mit einem nicht schwindelfreien Kopfe hinabschaut.

Keiner benahm sich gegen die Arme zudringlicher, keiner war in seinen Reden frivoler gegen sie, als der Sohn des reichen Bäckers am Markt in Altenbach. Der junge Kösen war ein verdorbener Gymnasiast. Der Sprung von der Schulbank auf die Universität war ihm wiederholt mißlungen. Jetzt trieb er sich zu Hause umher und vertat seines Vaters Bahen auf dem Billard und in den Wirtshäusern. Des Vaters Gewerbe zu ergreifen, dazu dünkte er sich zu bornehm.

Er wollte ein Landwirt werden und verlangte von dem Vater, daß er ihm einen Hof kaufe. Dieser wollte das Geld nicht hinauswerfen: der Sohn sollte erst die Wirtschaft erlernen, wozu dieser keine Lust verspürte, meinend, er verstände die Sache auch ohne dies. So gab es zwischen Vater und Sohn vielfachen Hader und Streit.

Zum blauen Engel kam der junge Nöfen täglich hinaus. Marie fürchtete sich vor ihm und es war ihr entsetzlich, wenn er nach einem Zank mit seinem Vater seinen Aerger in Bier zu ertränken suchte. Nach einem solchen Zank war es, daß er eines Herbstabends im blauen Engel unter dem Apfelbaum saß, unter dem Marie und Gottlieb einst das Geständnis ihrer Liebe ausgetauscht hatten. Er hatte in seinem Aerger wie gewöhnlich zu viel getrunken und als ihm Marie einen frischen Krug brachte, hielt er sie gewaltsam fest und rief: „Nun hast Du mich lange genug an der Nase herumgeführt. Mache mich nicht böse. Du weißt, es kostet mich nur ein Wort zu meinem Alten und den anderen Philistern und Spießbürgern, und sie jagen den Nehring wie Dich zur Stadt hinaus.“

Marie strebte vergebens, sich von ihm zu befreien, er hielt sie nur um so fester, während der Rausch in wilden Drohungen aus ihm sprach.

„Auf Cerevis!“ rief er endlich, indem er aussprang, „ich bin der dummen Hierei satt. Bin ich doch der erste nicht!“

Er lachte höhnisch und suchte Marie mit Gewalt zu küssen. Sie rief laut um Hilfe. Da ließ er sie fahren.

„Lauf nur,“ knirschte er ihr nach, „Du entgehst mir doch nicht.“

Marie lief angstvoll dem Hause zu, wo in diesem Augenblicke ein Wagen vorfuhr. Auf dem Wagen saß Regine, die stolze Bäuerin aus Bäumlersdorf.

Jeremias Petermann war über den plötzlichen Besuch nicht weniger verwundert als seine Frau.

„Was hat Dich denn der Wind auf einmal dahergeweht?“ fragte er die Tochter erstaunt.

„Ich erzähl's schon, wenn wir allein sind,“ entgegnete sie.

„hm, hm,“ machte der Vater, „ich kann's mir schon so halb und halb denken.“

Und er dachte das Richtige. Ja, wie der Fried damals in der Herrenstube des blauen Engels gesagt hatte: er war ein eigener Kauz. Er war um den Finger zu wickeln, wenn man ihm in Guten kam. Aber lieber noch wickelte er die anderen um seinen Finger, zerbrach auch wohl, was sich nicht wickeln ließ, und Güte und Nachgiebigkeit waren eben nicht diejenigen Eigenschaften, welche Regine unter ihre Tugenden zählte. Da hatte sie es denn erfahren müssen, daß er mit seiner Körperkraft nicht eitel geprahlt hatte, und darauf hatte sie sich eines Tages einen Wagen im Dorfe gemietet und war ohne Abschied davongefahren.

Die Nachricht, daß Regine, die hochmütige Regine von ihrem Manne mißhandelt und infolgedessen von ihm fortgelaufen sei, erregte ein sehr begreifliches Entzücken unter den Rothenburgerinnen. Der Schulmeister kam noch am späten Abend in den blauen Engel geeilt und als er erfuhr, wie die Sachen ständen, lebten seine Hoffnungen auf Regines Besitz wieder auf. Aber wie schwer es Regine auch geworden war, durch ihre Rückkehr in das väterliche Haus den Bewohnern von Rothenburg einen Triumph über sich zu bereiten, und an den nächsten Tagen fehlte es nicht an Besucherinnen im blauen Engel, die sie durch ihr falsches Mitleid fast rasend machten, so weit war ihr Stolz nicht gedemütigt, daß sie die nach ihr ausgestreckte Hand des Schulmeisters hätte ergreifen sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Erzählliteratur.

Marie von Ebner-Eschenbach: Die Freiherren von Gempferlein. (Volksbücher der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung, Hamburg-Großborstel. 20 Pf., geb. 50 Pf.)

Unter der Flagge der Vollstimmlichkeit segelt eine ganze Sorte literarischer Erzeugnisse — bedrucktes Papier bezeichnet die Kategorie besser — die weit gewinnbringender für ihre Produzenten als für ihre Konsumenten ist. Man kann, wenn man es gut mit dem Volke meint, nicht vorsichtig genug sein gegen diese sogenannten Volksbücher und Volksbücher-Sammlungen. Zumeist hat daran der Eigennutz jenseitigen Anteil als die Liebe, die Liebe zum Volke nämlich. Und wird die Sache nicht in erster Linie als Geschäft betrieben, stößt man oft genug auf die größte Verleumdung des Begriffes Volkskunst.

Der Jertum steht so dicht neben ihr wie der Mißbrauch. Denn entweder spricht auf dem Traktat-Niveau die Philisterei oder die Verdummungstendenz auf. Wo man dem Volke die Freude lehren sollte, lehrt man ihm die Pflicht der Bürger-tugend, das Ja- und Amensagen, durch das der Sohn und die Tochter des Volkes bei Gott und den Menschen (vom Schutzmann aufwärts bis zum Staatsanwalt) wohlgefällig werden. Wo man das Volk zum Genuß des Diesseits erziehen sollte, speist man es mit der Hoffnung auf das Jenseits ab, und wo man seinen Blick nach den Höhen lenken sollte, läßt man es statt zu Idealen zu irdischen Götzen ausbliden. Nicht ganz so schlimm wie diese aus Mißbrauch verabreichte geistige Kost für Untertanen ist das irrtümliche Bündnis, das Oberlehrerpedanterie und Gouvernanten-sentimentalität geschlossen haben, um jenen Roman-Wechsel-balz zu erzeugen mit dem goldenen Herz, dem Mührei statt eines Hurnes, dem Syrup statt Blutes und dem Knigge an Stelle des Rechtes, der in den Seufzer- und Gartenlauben von Hans zu Hans in vollstimmlicher Verleumdung herumspukt. Das bewußt Falsche also steht Schulter an Schulter mit dem unbewußt Falschen! Glücksfälle bei dem großen Mißverständnis, das bis heute die Vollstimmlichkeit bedeutet, sind noch jene an sich lobenswerten Erscheinungen, unter denen z. B. die Kunstwart-Publikationen eine erste Stelle einnehmen. Nur ist das Vetrübliche auch hier, daß man da wieder einen bestimmten Stil bevorzugt und auf eine einseitige Richtung eingeschworen ist. Belegbeispiele liegen sich hierfür mit Leichtigkeit anführen, es genügt aber zu konstatieren, daß bei der geläuterten Kunstwart- und verwandten Richtung das Erquickende durch das Aesthetische, das Herzerschließende durch das Ethische, das Erbauende durch das Lehrhafte in gewissem Maße verdrängt wird, was alles zusammen wieder in die Wiedermeierei oder Wiedermännerei hinüberspielt. Erquickend, herzerquickend, erbaulich aber soll die echte Volkskunst sein und nun steht sie vor der Phalanx von Verdummung, Geschmacklosigkeit und Einseitigkeit! Wie warm ist es da zu begrüßen, bei einer Sammlung von Volksbüchern einmal das Positive der echten Vollstimmlichkeit anzutreffen, wie es die Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung erfreulicherweise bis jetzt in allen erschienenen Heften geboten hat. In willkommener Abwechslung liegt eine treffliche Auswahl von gutem aus den verschiedensten Stoffgebieten in mannigfach dichterischer Behandlung vor, und es wäre zu wünschen, daß die gut ausgestatteten, leicht erschwinglichen 25 Pfennigheftchen zum Volksgut würden. Die vorliegende Novelle der Ebner-Eschenbach von den beiden Freiherren v. Gempferlein ist ein Kabinettstück feinsten Charakterisierungskunst, bei der der Dichterin stiller Humor weise und gütig lächelt: Die Geschichte handelt von zwei Brüdern, von denen der eine in der Einsamkeit seines Massenmilieus in der starren Form des Aristokratismus verknöcherte, während der andere in der Welt das Klageneschoß zum Teil abstreifte und seine Ähnen als Knochen in Zinsfärgen betrachten lernte. Als beide wieder in der Beschränktheit ihrer Schloßwände zusammenhauerten in löstlich geschilderter Idylle zweier Sonderlinge, plagen die Meinungen aufeinander. Diesen täglichen teils humorvollen, teils wehmütigen Kampf der beiden Dickköpfe mit ihrem gegenseitigen Fanatismus und ihrer Lebensuntüchtigkeit weitet die Verfasserin in ihrer allverstehenden Menschendurchdringung zum typischen Abbild der durch Standeswahn vom wirklichen Leben isolierten Adelsklasse. Marie Ebner-Eschenbach gibt ein Stück Klassenpsychologie. Nicht anlagend, nicht verteidigend, sondern darüber schwebend mit der Heiterkeit einer Weltweisen, mit dem Gesichtspunkt einer hohen Geisteskultur und der plastischen Gestaltung einer Künstlerin. Und am Ende wächst auch hier in der reizvollen Geschichte aus Reibungen, Traditionen und Schammühen die Menschlichkeit auf. Das ist das Schönste an der Ebner-Eschenbach, daß sie das Herz ihrer Gestalten und damit auch das Herz ihrer Leser zu finden weiß. Ich kann der Verfasserin an Sauberkeit und Delikatesse der Form, an dichterischer Bildkraft und an Vornehmheit des Geistes nur den jetzt leider erblindeten Grafen v. Keyserling vergleichen. Auch er verstand es, durch eine Heiligkeit und Hellhörigkeit für die feinsten und letzten Empfindungen der Seele das durch die Familienblätter widerlich gewordene Milieu der Standesmenschen wieder genießbar und ihre Lebensäußerungen als menschliche Dokumente wieder fesselnd zu machen.

Emmi Lewald: Der Lebensretter. Roman in Briefen. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Leipzig.)

Abermals ist ein Ausschnitt aus der Adelswelt zu einem lesenswerten Buche gestaltet worden. Ich rüde es absichtlich in die Nähe der vorher besprochenen Freiherrengeschichte der Ebner-Eschenbach, denn auch hier ist ein Stück Klassenpsychologie gegeben. Im Grunde gehen uns ja diese Aristokraten verteuert wenig an, denn die Umwertung dieser Menschenwerte ist längst vor sich gegangen. Es läßt sich kaum etwas Langweiligeres und Lächerlicheres denken, als die verherrlichte und romanhaft schöngefärbte Aristokratie-Sippchaft, die unsere höhere Töchterliteratur bevölkert. Und der Arbeiter bedankt sich für das Salon-gewäsch. Aber wie Ludwig Thoma den Zuderbäder-Standpunkt der schönlügenden Dorfgeschichtler verlassen und der Lederhosenromantik das wirkliche bäuerliche Leben und Denken entgegengesetzt hat, so ist jetzt in einer Anzahl von Aristokratengeschichten der Salon-Standpunkt verlassen und der Adelsromantik das wirkliche Soll und Haben der blaublütigen Deladenzlast entgegengesetzt worden. Es hätte einen toten oder dunklen Punkt in unterer novellistischer oder

romanhaften Rassen- und Klassenpsychologie gegeben, wenn man, angeleitet durch die Speichelleckerei und Beiwährdäuerung der marlitterarischen Skribenten, das Thema literarisch überhaupt ausgeschaltet hätte. Es müßten die Bücher kommen, die auch nach dieser Richtung hin das richtige Sehen lehrten. Von solcher Art ist der Lewaldsche Roman, wie auch die Ebner-Eichenbachsche Geschichte. Sie sind mit dem Tatsachensinn geschrieben, der die Dinge nackt sieht und sie für sich sprechen läßt. Diese neuen, nackten Adelsbücher, wie ich sie nennen möchte, geben der Herrlichkeit der „Erst-Klassigen“ den Wirklichkeitsgeschmack, nicht mehr läuft den Unteren beim Lesen vom Leben der Oberen das Wasser im Munde zusammen. Darum sind diese Bücher im gewissen Sinne dem Volke zuträglich. Zwar tragen die Briefe Emmi Lewalds, in denen sie ihre brüchige Adelswelt gleichsam in Selbstbekenntnissen vorführt, nicht die großen Züge, in denen z. B. Otto Kung in: „Der letzte Kampf“ das verzweifelte Ringen einer untergehenden Schicht um ihre Position im Leben schildert. Doch ist auch hier in der krampfhaften Behauptung des Standesbewußtseins einer verarmten gräflichen Familie, der ein Würgerlicher, ein Selmademan zum Retter wird, jener tragische Kampf angedeutet, den die blaublütige Philosophie der dünselhaften Torheit, die beim Worte Entwidlung zusammensinkt, gegen die rothbäckige Philosophie der reinen Vernunft führt. Und der Leser sieht mit satirischem Lächeln den rudimentären Kastengeist, empfindet mit dem Lebensgefühl des Zukunftsmenschen das Morsche der Vergangenheitsmenschen, fühlt mit dem Reichtum der eigenen Kraft die Armut dieser wappentragenden Lebensuntüchtigen. Viel weniger gelang der Autorin die Zeichnung des Bürgerlichen, bei dem sie sich in Ohnachts Gefilde verirrt.

Freiherr v. Schlicht: „Die von Gründingen“, humoristisch-satirischer Roman. (Gretschlein u. Cie., Leipzig und Berlin.)

Um bei der Klassenpsychologie zu bleiben, nenne ich hier noch ein Buch, wie's nicht gemacht werden soll. Da sind wir wieder im Fahrwasser der bloßen Unterhaltungslektüre angelangt, die unter dem Schein eines ironischen Standpunktes dem Standesdünsel gegenüber mit den Instinkten des Lüsterens nach der Welt der verschuldeten Wappen, der Zudergepanne, der tennispielenden Komtessen und der unwiderstehlichen Barone Handel treibt. Der Militär-Humoresken-Graf v. Vaudissin kann doch, so „schlicht“ er sich auch gibt, aus seiner Haut nicht heraus. Der gefällige Spott, die leichten Hiebe, die stets um Entschuldigung bitten, die Komit der Situationen allein tut's nicht. Unter dieser Oberflächensatire blüht und grünt die mit sichtlich Liebe und sichtlich Prätention geschilderte Welt, in der man sich langweilt, ganz in der alten tropischen Pracht, die uns übel macht. Die Geschichte von der Bezähmung einer gräflichen Widerpenfligen durch einen schneidigen Baron mit sämtlichen Kavalleriestugenden ist ebenso reizlos, wie sie andend in ihrer verbogenen, familienblattwürdigen Charakteristik ist.

Marie zur Mege: Frauengedanken über Menschen-erziehung. (F. Fontane u. Co., Berlin.)

Menschenziehung, das ist ein großes Wort. Vorliegendes Buch ist aber nur eine Sammlung von kleinen Rahmworten, die die Verfasserin, wie sie selbst sagt, in allerhand Zeitschriften verstreut hatte. Ein großer Teil der guten Ratschläge behandelt das physische Wohl der Menschen, insbesondere der Kinder; Kinderstube, leibliche Entwicklung der Kleinen liegen Marie zur Mege mütterlich am Herzen. Das psychische Heil der Menschen, die Charakterentwicklung, die Seelenkultur, jene großen erzieherischen Gedanken, deren Erfüllung das Angeficht der Welt verändern könnte, stehen nicht auf dem Programm der Autorin. Sie ist sicher eine große Menschenfreundin, aber nur eine kleine Denkerin. Ihr Herz ist weit, aber ihre Gesichtspunkte sind eng. Mit einigen guten Ideen über Männererziehung nimmt Marie zur Mege einen kleinen Anlauf auf frauenrechtlerisches Gebiet hinüber, indessen ihre Reflexionen bleiben auch hier an den Raumpfählen des Gesellschaftlichen hängen. Es sind gutgemeinte Selbstverständlichkeiten, Kindergarten-Weisheiten für den bürgerlichen Horizont. Die sittliche Fortentwicklung des Menschengeschlechts leimt nicht aus solcher Theka von Sumpert-Belehrung und Menschenziehung wird nicht mit solcher pedantischen Feder geschrieben.

Ellen Key: Das Jahrhundert des Kindes. Volksausgabe. (S. Fischers Verlag, Berlin, 1,50 M., geb. 2 M.)

Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! Ellen Keys große apostolische Verkündigung von der „Heiligkeit der Generation“ ist hier in eine handliche Form zusammengefaßt. Ein Gebrauchsbuch im besten Sinne. Auch Ellen Key kämpft vorwiegend lyrisch, und sie ist eine sanfte Prophetin. Aber die Zuversichtlichkeit ihres freudigen Strebens für die Rechte des Kindes geht im Nausche einer mächtig geschwellten Willensenergie einher. Wir sehen die Zeit, die ein Jahrhundert des Kindes werden soll, nicht mit der Optimistenoptik der Ellen Key, von der dasselbe gilt, was Nietzsche einmal von Emerson sagte, daß er sich instinktiv nur von Ambrosia nähre und das Unverdauliche in den Dingen zurücklasse. In ihrer Rechnung stimmt daher vieles nicht, aber sie ist groß im Brüdenschlagen. Und wenn wir, geführt von der schwingvollen Begeisterung der Autorin, die Kapitel lesen, die das Kind so warm in die Sonne

des Lebens setzen, während die Eltern noch frierend im Schatten haufen, schlägt Ellen Keys glühende Ueberzeugung fast die logischen Einwände nieder. Aber Ellen Keys Ausföhnungsfieber kann keine wirkliche Gesundung bringen, nur ein Arrangement im sozialen Leben. Sie ist keine FINDERIN, sondern eine ABFINDERIN, dennoch gibt dieses kleine für den Handgebrauch zurechtgestutzte Buch vom Jahrhundert des Kindes viele anregende Gedanken und vor allem die Liebe, die zu allem Erlösetum notwendig ist.

Maltwida v. Meyhenbug: Phädra (Schuster u. Löffler, Berlin und Leipzig).

Wiederum ist es eine Kämpferin, der der Roman ein Propagandamittel bedeutet. In dem autobiographischen Lebensbuch: Memoiren einer Idealistin, einem der schönsten Weisheitsbücher aus der Frühe des Weibervachens zum Kampf um Menschenrechte, steht Maltwida von Meyhenbug da als eine der freiesten Frauen. Was damals radikal galt, ist heute beinahe selbstverständlich geworden. Aus jener gährenden Zeit heraus muß man den Roman Phädra betrachten, der mit so feuriger Verebtheit sich des unehelichen Kindes annimmt. Heute in Ellen Keys Jahrhundert des Kindes gilt das mutige Eintreten für eine bessere Stellung des illegitimen Kindes in der bürgerlichen Gesellschaft kaum noch als revolutionär. Die Neuausgabe des Buches zeigt aber, was die Autorin trotz aller Kühnheit immer nur gewesen ist: eine schöne Seele. Ihr hellenisches Gemüt ließ sie nicht über die Sozialaristokratie hinauskommen, und so erwählte sie sich den Beruf der Seelenzüchterin, als die sie eine Schar begeisterter Jünger und Jüngerinnen um sich zu scharen wußte. Mit ihrer Person hat sie wohl immer mehr gewirkt als mit ihren Büchern. Auch das Phädra-Buch, in dem die sündige Liebe einer Frau zu ihrem Stiefsohn mit psychologischer Vertiefung behandelt wird, ist mehr in seiner Abicht und aus seiner Lebenswärme heraus schätzbar als durch seine künstlerische Gestaltung.

Clara Viebig: Absolve te. (Egon Fleischel u. Co., Berlin.)

Nicht so organisch wie in ihrem Kulturbilde eines politischen Kampfes (Das schlafende Meer) verwebt die Verfasserin in diesem psychologischen Charakterroman die Massenseele mit dem Massenmitten. Die Geschehnisse spielen sich auf polnischem Grund ab, aber diese angefaulte, durch Instinktentartung und Naturvergewaltigung zum Verbrechen getriebene Frau im Mittelpunkt des Romans könnte auch in jeder anderen Landschaft wurzeln. Der polnische Hintergrund dient also nicht für typische Rassenzüge, er ist nur Staffage. Der Viebig eigentlichstes Gebiet war von je die plastische Schilderung von Triebmenschen. Ihre Menschen kommen entweder von der Wildnis der elementaren Triebe her, oder werden vom Leben in sie hineingestoßen. Die Verfasserin versteht es, einen solchen Trieb, der dem Menschen zum Schicksal wird, bis zu seiner Möglichkeitsgrenze, bis zu seiner höchsten Steigerung zu verfolgen und Gestalt zu geben. Gestalt gewordener Haß ist die schöne Frau Tiralla. Schon in ihrem Namen liegt ihre Schönheit, ihr trällerndes Glücksverlangen. Aber da wird die junge, die von Lebenswünschen erfüllte arme Lehrertöchter an einen alten, reichen Bauer gefettet, der mit plumper Sinnengier nach ihrem weißen Fleische greift, und da leimt der Ekel in ihr auf. Sie hat nur noch den einen brennenden Gedanken: Mord. Alle mörderischen Kräfte ihres vergewaltigten Leibes und ihrer vergewaltigten Seele schließen sich im Gebet zusammen zur Vernichtung des gehaßten Mannes. Ihr flammender Vernichtungstrieb schont auch den Liebhaber nicht, Wollust und Grausamkeit vermischen sich in dieser Frauenseele, Brunnst und Inbrunnst. Sie betet den Alten förmlich zu Tode und als er im Stalle endlich freiwillig das tödende Kattengift genommen hat, versucht Klara Viebig das schuldige Weib von der Verdammnis durch die Vud-stabemoral zu erlösen. Die eigene Tochter, das eskatisch verzückte Jungfräulein, spricht das Absolve te (ich spreche dich los) über die Mutter aus. Das Haßmotiv ist mit dem vollen Orchester der Naturstimme instrumentiert, das Erlösungsmotiv mit den bleichen Lauten der Hysterie. Und darum hat die Verfasserin im ersten Teil Starles, im zweiten Schwaches gegeben.

J. V.

Kleines feuilletton.

Armenbegräbnis. „Was mich mit dem Tode ausföhnt und ihn mir sympathisch macht, ist die starre und unerbittliche Gleichmäßigkeit, mit der er seine Opfer aus den Reihen der Reichen und Vornehmsten sowohl, als auch der Ärmsten und Geringsten holt. Geht er nicht mit ebenso kühnem Schritt in die Paläste der Mächtigen, als er bescheiden an die Hütte der Elendsten klopft? Und ich meine, daß es einem Menschen, dem es durch seine Mittel möglich war, sich alle Bequemlichkeiten und Genüsse dieses Lebens zu verschaffen, viel schwerer ankommen wird, der Erde Ralet zu sagen, als einem der Ärmsten, der müde und abgehebt sehnüchtig dem Tod herbeiwünscht, der aller Sorge und allem Elend ein Ende bereiten soll. Das ist das so wunderbar Beruhigende an ihm: der Tod verwischt jeden Unterschied; er kennt weder arm noch reich, weder vornehm noch aerina. weder Fürst noch Bettelmann!“

Ich hatte mich warm geredet. Als ich schwieg, lachte Karl Gagemann bitter auf.

„Ich bedaure Dich, oder wenn Du willst, ich beneide Dich um Deinen Glauben! Wie schön Du das sagst: Der Tod verwischt jeden Unterschied; er kennt weder arm noch reich, weder vornehm noch gering, weder Fürst noch Bettelmann!“

Er starrte finster vor sich hin. Dann fuhr er fort:

„Da hinten im Polnischen bin ich geboren. Vier Jüngens waren wir, ich der Älteste. Der Vater ein Gewohnheitsräuber, die Mutter eine vergrämte und verarbeitete Frau; eine von den Proletarierfrauen, die mit dreißig Jahren aussehen, als ob schon ein halbes Jahrhundert ihre Schultern drückt. Meine Mutter, deren Andenken mir noch heute teuer ist, war von früh bis spät in die Nacht hinein auf den Beinen, um das nötige Brot für die vier hungrigen Mäuler herbeizuschaffen. Der Vater, ein wegen seiner Trunksucht entlassener Polizist, war fast immer betrunken. Dann mißhandelte er Frau und Kinder. Ein leider immer noch alltägliches Bild, wirst Du sagen! Gewiß! Doch meine Mutter war eine von den Frauen, die nicht klagen und jammern, sondern still ihre Pflicht tun, ohne dabei nach rechts oder links zu blicken. Als dann eines Tages der Mann verschwand, der uns wohl in die Welt gesetzt hatte, die Ernährung aber einer schwachen Frau überließ, da amete nicht nur unsere Mutter auf, sondern auch uns Kindern wurde es freier ums Herz.“

Wir Jüngens wurden größer und halfen mit unseren schwachen Kräften redlich mit, das tägliche Brot herbeizuschaffen. Wir hofften jetzt auf eine bessere Zeit. Bald aber warf ein Lungenleiden meine Mutter auf das Krankenlager und das graue Elend hielt bei uns seinen Einzug. Dann kam der Pastor des Ortes öfters zu uns. Er predigte mit salbungsvollen Worten uns Ergebung in den Willen Gottes. O, er hatte gut reden; sah er doch im vollen. Ihm war die Ergebung in Gottes Willen leicht gemacht. „Wen der Herr liebt, den züchtigt er“, so pflegte er öfters zu sagen. Doch meine Mutter schüttelte den Kopf. Sie kannte den Gott nicht mehr, von dem der Pfarrer sprach. Sie hatte verlernt, auf Gottes Hilfe zu warten und dabei halb zu verhungern. Das Elend hatte ihren Blick geschärft und sie trotzig gemacht.

So kränkelte meine Mutter lange Zeit. Bald schien es besser zu gehen, bald war es wieder schlimmer. Die Sorge um uns und der Hunger ließen sie nicht lange im Bett; sie mußte wieder hinaus in die Treitmühle des Lebens. Dann kam der Tag, wo ich frohgemut aus der Schule kam und munter pfeifend unsere Stube betrat. Ich hatte Grund zur Freude, schien doch meine Mutter jetzt wieder vollständig gesund zu sein. Und als ich dann die Tür geöffnet, da sah ich sie liegen, blutüberströmt und kalt und starr. Sie war einem Blutschlag erlegen.

Eine Armenleiche! Da wird nicht viel mit hergemacht. Der Sarg: vier Bretter zu einer Kiste zusammengenagelt. Ich hatte die Rechnung gesehen. Sechs Mark waren quittiert.

An einem Sonntag im Januar war die Beerdigung. Nachts war viel Schnee gefallen, am Tage eine bittere Kälte gefolgt. In unseren notdürftig zusammengestellten Lumpen zitterten wir vor Frost wie Espenlaub. Bald standen wir am Grabe.

Weißt Du, daß Beerdigungen nach Klassen erfolgen? Armenleiche — letzte Klasse. Der Pastor hatte es sehr eilig. Eine Armenleiche und noch dazu die grimmige Kälte! Da hieß es schnell wieder heim an den warmen Ofen! Von seinen schnell heruntergeschapelten Worten habe ich nichts verstanden. Was konnte er uns für einen Trost bieten? Als sie dann meine liebe, gute Mutter hinabließen in die halbverschneite Grube, da konnte ich mich nicht länger halten; laut schluchzte ich auf. Und dann geschah das Schreckliche, das eben nur bei einer Armenleiche vorkommen kann und das ich mein Leben lang nicht vergessen werde. Die eine der Leinen, womit der Sarg hinabgelassen wird, riß, und laut polternd stürzte der Sarg in die Grube. Erschreckt trat ich einen Schritt näher. Da bot sich mir ein Anblick, der mir noch heute das Blut schneller durch die Adern jagt, wenn ich daran zurückdenke. Die eine Seite des Sarges hatte sich durch den Fall gelöst und die Leiche lag daneben in der Grube. Das eine Auge der teuren Verstorbenen aber war offen und sah mit einem unsagbar starren Blick nach oben. Ich wußte nicht, wie mir geschah! Mir schwand die Sinne, in Krämpfen wälzte ich mich am Boden. Man schaffte mich weg. Als ich wieder zu mir kam, war ich im Waisenhaus!

Raffen Auges hatte er geendet.

Ich aber drückte ihm stumm die Hand und ging.

F. Th.

Theater.

Kleines Theater: Gastspiel Frank Wedekind. Wedekind, der bei der Aufführung seines Dramas „Hedda“ im Kleinen Theater den wunderbar utopistischen Doktor Getmann spielte, und damals durch die sachlich-schmutzlose, nüchtern-überzeugte Art, in der er die versteinerten Phantasien des Schönheitschwärmers vortrug, so stark interessierte, hat in anderen Rollen, in seinem Marquis Keith, wie dem Moliereschen Tartuff, leider enttäuscht. Seine konzentrierte Bewegung- und humorlose Trockenheit des Tones, die in der Getmann-Figur ein Ausfluß seiner dichterischen Intentionen, seiner persönlichen Auffassungsweise erschien, erwies sich, immer wiederkehrend, als Naturanlage, deren Schwächen er auch bei ganz anders gestellten Aufgaben nicht durchbrechen konnte. Das Gastspiel bestätigte diesen Eindruck. Seine

Kammerfänger-Szenen, deren burleske, Tragisches und Komisches frapperend durcheinander wirbelnden Einfälle den Beser bis zum Ende in Spannung halten, verloren, so bitter ernst wie der Autor den von der Ueberfülle weiblicher Verehrung hart bedrängten Helden gab, vollständig ihren prickelnden Reiz. Das Ständchen, das doch wohl eine Perlfisage auf Komödiantenart und Schicksale vergötterter Tenöre sein will und hierfür so ergötlich überraschende Pointen findet, verlangt vom Darsteller als erste Vorbedingung, daß ihm das Charakteristische der Komödiantengeste zu Gebote stehe, daß in seinem Spiele durch alle scheinbar verständlichen Bemerkungen ein Grundzug laider, vom Erfolg zu majestätisch würdevollem Selbstbewußtsein emporgetriebener Eitelkeit hindurchschimmere. Wedekinds Sanger hatte davon keine Spur, nichts deutete auf den Verus und das Temperament des typischen Theatermenschen hin, ein Mangel, der von vornherein den Nerv des Komischen, Stil und Bedeutung der Komödie zerstören mußte. Was blieb, war ein doktrinäres Refonnement; der Tenor verwandelte sich, dem Getmann ähnlich, in einen Herrn, der zu dem jungen, zudringlichen Mädchen, zum Komponisten, der ihn mit Partituren, der verheirateten Dame, die ihn mit hysterischen Liebesergüssen aufhält und schließlich eine Revolverballerei verübt, Worte der Weisheit redet. Es kam hinzu, daß der Dichter als Regisseur die bringenden notwendigen Kürzungen, namentlich in der Szene mit dem grauhaarigen Komponisten, unterlassen hatte. Auch Dichos kluge, nuancenreiche Darstellung des alten Kunstenthusiasten half über die Weiten dieser Stelle nicht hinweg. Frau Newes-Wedekind vermochte mit der freilich recht undankbaren Gestalt der schiefenden Dame wenig anzufangen.

Den Abschluß bildete der Wedekindsche Dialog „Rabbi Esra“, in dem ein greiser Jude, um den Sohn vor einer nur auf geistige Sympathien gegründeten Ehe zu warnen, erzählt, wie ihn selber nach langem Elend erst die Stimme des Blutes zu einem glücklichen Bunde führte. Der Dichter ist in dieser Rolle schon früher aufgetreten. Seine Maske war wirkungsvoll, aber eine ihm sonst ganz fremde Undeutlichkeit der Stimme ließ vieles ungehört verhallen. Die nach Raupassant gearbeitete, von Floeder-Eckard übersehte Szene „Der Friede des Hauses“, die den Abend einleitete, mit ihren maniert erkügelten ehelichen Auseinandersetzungen, blieb ganz wirkungslos.

Humoristisches.

— Von Polizei wegen. „Warum ist denn der Roman „In Bindeseile“ konfisziert worden?“ — „Weil der Held darin, ein Antler, immer mit hundert Kilometer Geschwindigkeit herumfährt.“

— Individuell. „Was sagte denn Herr Goldbaum, als Du ihm vorwarfst, er wechselte seine Gesinnungen wie das Femd?“ — „Nichts, er lächelte geschmeichelt.“

— Devot. Förster (nach der Treibjagd des Hofes): „No, Gias, Du bist ja wie net g'scheit!“ — Treiber: „Na woast, Förstha, i' hab' heut' a paar allerhöchste Schrot 'kriegt!“
(„Reggendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Das 1. Juni-Fest der Kunstzeitschrift „Die Musik“ veröffentlicht an leitender Stelle einen Aufsatz von Dr. Walter Riemann über „Die soziale Lage des deutschen Musikschriststellers“. Die zumeist keineswegs sehr glänzenden sozialen Verhältnisse dieses Zweiges des Musikerstandes werden darin beleuchtet, die Ursachen dieser Zustände untersucht und Verbesserungsvorschläge zur Diskussion gestellt.

— Weiches Porzellan. Der Porzellanmanufaktur von Sedres ist es gelungen, die weiche Porzellanmasse (pâte tendre), deren Rezept seit dem Ausgange des 18. Jahrhunderts verloren gegangen war, wieder herzustellen. Man hofft jetzt, die alte Manier, deren Erzeugnisse wir in den Kunstgewerbemuseen bewundern, wieder aufnehmen zu können.

— Ein kostspieliger Mückenkrieg. 1400 000 Mark haben die Behörden des Staates New Jersey in Amerika für einen erbitterten Vernichtungskrieg gegen die Mücken ausgelegt, die sich zu einer unerträglichen Landplage entwickelt haben und der Bevölkerung auch schwere wirtschaftliche Schäden zufügen. Die Mücken bilden nicht nur eine ständige Gefahr für die öffentliche Gesundheit als Träger der Malaria, sie schädigen auch ohnedies durch ihre ständigen Belästigungen die schwächlichen und kranken Personen, denen sie den Schlaf rauben. Außerdem wird die Viehzucht in ihrer Entwicklung gehemmt, da die Herden unaufföhrlich von ganzen Bollen von Mücken umlagert sind. Das massenhafte Auftreten dieser Insekten macht auch die Ernte einiger Fruchtarten vollständig unmöglich, so daß diese Kultur gänzlich aufgegeben werden muß. Wegen ihrer Armut und ihrer klimatischen Bedingungen könnten viele Teile des Staates New Jersey die schönsten Sommerfrischen bieten. Die Mückenplage ist aber so groß und so allgemein gefährdet, daß kein New Yorker sich in diese Gegend wagen würde. Man hat berechnet, daß durch die Vereitigung dieser Mückenplage die Grund- und Bodenwerte des Staates New Jersey allein um gut 40 Millionen Mark erhöht werden könnten.